

## »Sobald du auf Senden drückst, ist es wahr«



FOTO: DAVID BALTZER

»Selfie« heißt die neue Produktion des Berliner Grips-Theaters im Podewil. Am vergangenen Donnerstag war die deutsche Premiere, inszeniert von Maria Lilith Umbach. Das Stück der kanadischen Autorin Christine Quintana ist weniger pädagogisches »Aber echt jetzt«-Theater als leicht boulevardeske Unterhaltung für Menschen ab 14. Es geht in diesem Drei-Personen-Stück darum, dass Nein Nein heißt, egal wie gut man sich kennt. Kann man eigentlich nicht oft genug sagen.

Lily und Emma sind beste Freundinnen, und Emma verehrt Chris, Lilys etwas älteren Bruder. Sie sind so ungefähr 16, 17, 18. Lily (Yana Ermilova) lebt zwei Leben, die sie miteinander verbinden will: eins in der Schule und eins im Netz. Sie begreift sich als Influencerin und ist stark unter digitalem Druck, vor allem auf Instagram: »Sobald du auf Senden drückst, ist es wahr.« Dauern

machen sie Posen und Possen für die Kamera. Sie reden wie Stereotype, sie sind Stereotype.

Chris (Marius Lamprecht) sagt, es gebe ihn doppelt: den total beliebten Chris an der Schule und den »echten Chris«, der immer große Angst hat, »es zu verkacken«. Egal ob im Fußballverein, im Unterricht oder gegenüber Emma (Lisa Klabunde), die er sehr mag – was er aber erst sagen kann, wenn sie alle sehr betrunken sind, auf der Hammer-Party, als die Eltern nicht da sind. Es ist lustig zu sehen, wie die drei Schauspieler\*innen Shots trinken: Sie werfen einfach ihre Köpfe zurück. Irgendwie lustig ist auch, dass am Tag nach der Party ein Handy im Kühlschrank liegt und eins in der Spüle. Und Ananas unterm Sofa.

Nicht lustig ist, dass Emma sich nicht erinnern kann, was Chris mit ihr gemacht hat. Erst geht sie besorgt zum

Arzt und dann schickt der sie zur Polizei. Lily will sie davon abhalten, die Wahrheit herauszufinden. Schafft sie aber nicht. Und weil sie ein Foto von Chris und Emma online gestellt hat, weiß es auch die ganze Schule. Schließlich kriegt Lily einen Anfall und brüllt: »Warum hört ihr nicht mal auf, Arschlöcher zu sein? Warum probiert ihr nicht einmal, gute Menschen zu sein?«

Das ist die krasse Grenze der Nettigkeit, die oft nur Fassade ist. Das Gute an »Selfie« sind zwei unerwartete Pointen: Es gibt keine positive Entwicklung des Chris. Er hat es wieder verkackt. Und es ist richtig, dass Lily ein Foto ins Netz stellt, sonst würde alles verschwiegen. Zum Schluss sagt Emma: »Ich kann meine Geschichte nicht umschreiben, aber sonst kann es auch niemand.« cm

Nächste Vorstellungen: 19., 21., 22. und 23.2.

# Das Grauen wird nur angedeutet

»Fern von hier«: Die eigentümliche, sprachgewaltige Prosa von Adelheid Duvanel ist wieder verfügbar

MATTHIAS REICHELT

Der Regisseur sensibler Filme bewohnt eine geräumige Wohnung im obersten Stock. Wer zu einem der großen Fenster hinausblickt, glaubt, die Stadt sei eingesunken; die Häuser sind niedrig, und jenseits der Dächer, auf denen der Nebel hockt und die nassen Pfoten leckt, macht sich der Fluss davon.« Mit diesem dramaturgischen Setting eröffnet Adelheid Duvanel ihre Erzählung »Die Zeichnung«. Sie umfasst nur anderthalb Seiten, auf denen auch nicht wirklich viel passiert. Und doch schwingt da eine Ahnung mit, deuten sich eine grausame Geschichte mit einem Opfer und Tätern und das sie verbindende Gewaltverhältnis an.

Ein Regisseur und ein Dramaturg sprechen über ein zeichnendes Mädchen, das sie beobachten. Sie behandeln es ausschließlich als Objekt, nicht als Person. Das Mädchen »passt genau« für den Regisseur. Wofür, erfahren wird nicht. Zum Schluss ist sie alleine in der Wohnung, die von außen verschlossen wurde, was sie zur Gefangenen macht. Das Mädchen setzt das Zeichnen fort und stellt den Regisseur ohne seine Brille dar, eingeschlossen in einem Vogelkäfig.

»Fern von hier« ist der treffende Titel für die Anthologie sämtlicher Erzählungen von Adelheid Duvanel, der auch den Charakter ihrer Literatur gut auf den Punkt bringt. Verglichen mit den Prosa-Konventionen wirkt Duvanel's Stil fremdartig. Höchst feinfühlig beschreibt sie, wie ihre Protagonist\*innen versuchen, in einer harten Welt zurechtzukommen. Dabei wirken sie öfter leicht entückt und eigenartig.

Die hier versammelten 251 recht kurzen Texte handeln von gebrochenen und beschädigten Figuren. Deren Erlebniswelten sind geprägt von tiefen Empfindungen und größ-

ter Einsamkeit in Gewaltverhältnissen. In kleinen Alltagsschilderungen lauern Horrorszenerien wie Missbrauch, physische und psychische Vergewaltigung, Drogenabhängigkeit und Verbrechen oder Demütigung. Dabei werden die Grausamkeiten nicht immer ausbuchstabiert, oft sind sie über kleine, sparsame Randbemerkungen und Andeutungen erahnbar.

Die Figuren operieren an den Rändern der Gesellschaft, auch ganz wörtlich gefasst im großen Graubereich alltäglicher Ignoranz. Es sind meist recht eigenbrütlerische Personen, meilenweit davon entfernt, erfolgreich zu sein und eine wie auch immer geartete Wertschätzung zu erfahren.

**Die Figuren leben an den Rändern der Gesellschaft, auch ganz wörtlich gefasst im großen Graubereich alltäglicher Ignoranz. Erfolgreich ist niemand von ihnen.**

Wenn ihnen Gewalt angetan wurde, erscheinen sie allerdings nur selten als Opfer im klassischen Sinne, da sie dazu neigen, sich ihren eigenen Kosmos zu bauen, um autonom auf die sie belastenden Verhältnisse zu reagieren. Das oben zitierte Mädchen wehrt sich mit seiner Fantasie, die sie in ihren Zeichnungen ausdrückt. Andere leisten sich einen eigenständigen Blick auf die Wirklichkeit, gefiltert durch Träume, in denen sie teilweise wehrhaft oder auch nur eskapistisch agieren.

Duvanel's Sprache fasziniert durch ihre vielen Variationen. Darunter lakonisch harsche Sätze, dann wieder surreale Bilder und bizarre Metaphern, die auch brutal sein können: »Juans Kopf war gevierteilt worden, sein Geist zersplittert.« Zusätzlich erlangt die Natur bei Duvanel durchaus so et-

was wie einen Subjektcharakter. Da »scheint der Himmel mit etwas schwanger zu gehen« oder »die Nacht hängt ein schwarzes Tuch hinter Fenster«. Mal zart und verstörend, dann wieder nahezu dokumentarisch kristallklar sind diese feinen und bisweilen zarten Erzählungen, in denen verschiedene Schichten einer komplexen Wirklichkeit freigelegt werden.

Das wirkt einerseits höchst surreal, dann aber auch wieder so plastisch, dass man sich das Geschehen wie nahezu perfekte Filmszenen vorstellen kann. Witzig sind sie obendrein. »Die erste Betonkirche Europas« lautet der profane Titel einer Erzählung, die so beginnt: »Der Herbst legt an die Häuser seine Hände aus Licht, als wolle er die kalten Mauern wärmen, doch auch die Licht-hände sind kalt. Das Gedächtnis der älteren Frau ist verkehrt wie eine aufgehängte Fledermaus; tagsüber schläft es, nachts aber sucht es seine Beute.«

Die ältere Frau lädt das obdachlose Mädchen Anita zu sich nach Hause ein, wo sie mit ihm auch das Bett teilt, in dem sie sonst mit einer Stoffpuppe auf dem Bauch schläft. Anita erzählt der älteren Frau, sie gehe sonntags immer in die Messe der ersten »Betonkirche Europas«. Kurz darauf aber ist sie mit einer goldenen Kette der älteren Frau verschwunden. Der bleibt nichts anderes übrig, als Anita in der Betonkirche suchen zu gehen – vergeblich. Und doch beginnt ihr während der Sonntage, die sie nun in der Kirche verbringt, der Pater Züri immer besser zu gefallen. Und so entwickelt sich aus dem Gefühl des Verlusts ein Gefühl der Wärme.

Adelheid Duvanel, wird als Adelheid Feigenwinter 1936 in Pratteln geboren und wächst in Liestal auf; beide Orte liegen unweit von Basel. Der Vater ist Strafgerichtspräsident. Mit 14 kommt sie in ein Mädcheninternat; zwei Jahre später folgt der Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik, in

der sie mit Insulinspritzen und Elektroschocks behandelt wird. Noch im selben Jahr beginnt sie auf der Kunstgewerbeschule eine Ausbildung zur Textilzeichnerin und fängt zu schreiben wie zu malen an. 1962 ehelicht sie den Maler Joseph Duvanel und bekommt eine Tochter, die ebenfalls den Namen Adelheid erhält.

Auf Druck ihres Mannes, der die Konkurrenz fürchtet, gibt Adelheid das Malen auf und widmet sich ausschließlich dem Schreiben. 1969 lebt sie zeitweise mit der neuen Freundin ihres Mannes zusammen, die ein Kind von diesem erwartet. 1980 liest sie beim Wettbewerb um den Ingeborg-Bachmann-Preis.

Ihre Tochter Adelheid ist drogensüchtig. Im Alter von 23 wird sie schwanger und aids-krank. Duvanel nimmt sie und ihre Enkelin zu sich und erlebt fortan Bedrohungen im kriminellen Drogenmilieu. Ihre eigene Biografie wirkt teilweise wie ein Auszug aus ihrer Literatur bzw. scheint ihr die Literatur ein Transmissionsriemen gewesen zu sein, eigene Erlebnisse in vielen Variationen in ihrer Prosa zu bearbeiten.

Im Sommer 1996 wird Adelheid Duvanel in einem Wald bei Basel tot aufgefunden, gestorben an Unterkühlung »unter Medikamenteneinfluss«. Viele ihrer eigentümlichen Texte erschienen in den »Basler Nachrichten« sowie anderen Zeitungen und Magazinen. Ihre Sammelbände bei Luchterhand sind vergriffen. Der emeritierten Literaturwissenschaftlerin Elsbeth Dangel-Pelloquin haben wir es zu verdanken, dass Duvanel's Literatur dem Vergessen entrissen wurde. Diese Erzählungen sind atemberaubende Überlebensberichte aus den Rand- und Grauzonen der bürgerlichen Gesellschaft und in ihrer Sprachgewalt einzigartig.

Adelheid Duvanel: Fern von hier. Sämtliche Erzählungen, Limmat-Verlag, 792 S., geb., 39 €.

## Rehabilitierter Spitzel

Russland: Freispruch nach 122 Jahren für Roman Malinowski

EWGENIY KASAKOV

Die gerichtlichen Rehabilitierungen von historischen Figuren sorgen in Russland seit der Perestrojka meist für hoch emotionale Debatten. Egal ob es um weißgardistische Generäle, Stalins Geheimdienstchefs, Kollaborateure aus dem Zweiten Weltkrieg oder die Zarenfamilie geht – die Versuche, Gerichtsurteile aus der Sowjetzeit aufzuheben, schlagen hohe Wellen. Dass vor drei Wochen das Oberste Gericht Russlands den berühmtesten Informanten in den Reihen der vorrevolutionären Sozialdemokratie rehabilitiert hat, wurde von der Öffentlichkeit jedoch kaum registriert. Wer war dieser Mann?

Zur VI. Parteikonferenz der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) im Januar 1912 in Prag erschien er mit großer Verspätung. Dennoch war die Freude über seine Ankunft groß, vor allem unter den Bolschewiki. Roman Malinowski, delegiert von der Moskauer Metallarbeitergewerkschaft, war ein bekannter, im russischen Zarenreich legal agierender Aktivist, während die meisten Anwesenden Exilanten oder Illegale waren. Die Freude über sein Erscheinen bestärkte dessen Übertritt von den gemäßigten Menschewiken zu den radikalen Anhängern Lenins. Malinowski wurde in Prag in das Zentralkomitee der SDAPR gewählt. Im Herbst des Jahres gewinnt er ein Duma-Mandat; ein Jahr später, als sich auch die sozialdemokratische Fraktion – wie die Partei schon 1903 – in eine menschewistische und eine bolschewistische spaltet, wird er zum Vorsitzenden letzterer.

Der 1876 in Warschau geborene Malinowski hatte eine schwere Jugend hinter sich. Ab dem 14. Lebensjahr war er als Vagabund unterwegs, kam wegen Einbruchs und Diebstahls von Lebensmitteln ins Gefängnis; er floh und wurde erneut verhaftet. Auf einhalb Jahre Gefängnis folgten fünf Jahre Armeedienst. Danach arbeitet Malinowski als Dreher in Petersburger Fabriken. 1906 tritt er der SDAPR bei und engagiert sich in der Gewerkschaft. 1909 wird er wieder verhaftet und aus Petersburg, der damaligen Hauptstadt des Russischen Reiches, ausgewiesen. Er übersiedelt nach Moskau, wo er erneut arretiert wird.

Dort macht man ihm ein unsittliches Angebot, das er willig annimmt: Er soll als Informant für die Ochrana, die zaristische Geheimpolizei, tätig werden. Die Entlohnung ist äußerst großzügig. Während sein Vorgesetzter, der 12. Chef des Departements, 7000 Rubel im Jahr erhält, werden dem Agenten 8400 gewährt.

Malinowskis Reden im Parlament werden nunmehr direkt vom zaristischen Geheimdienst abgesegnet. Nach vier Jahren, im Frühjahr 1914, endet allerdings seine Partei- und Duma-Karriere. Sein neuer Chef, Wladimir Dschunkowski, der den Ruf eines Reformers genießt, hält das Anwerben von gewählten Abgeordneten für Spitzeldienste für nicht vertretbar. Die Presse, darunter menschewistische Blätter, enthüllt jetzt, dass es sich bei Malinowski um einen Geheimagenten handelt. Er wird zur Abgabe seines Duma-Mandats aufgefordert. Lenin ist empört über die seines Erachtens unhaltbaren Anschuldigungen. Aus dem Exil verlangt er von seinen Genossen, den Fraktionsvorsitzenden zu verteidigen. Doch dieser legt tatsächlich alle Ämter und Mandate nieder und flieht aus Russland. Er hinterlässt eine ratlose Partei.

Nach einiger Zeit meldet sich Malinowski wieder bei der bolschewistischen Exilorganisation. Er erklärt sein Verhalten mit nervlicher Überanstrengung und stellt sich einem Parteigericht, das keine Anhaltspunkte für die Informantenvorwürfe finden kann. Lenin spricht zwar von »Fahnenflucht« und »politischem Selbstmord«, votiert aber gegen einen Parteiausschluss.

Mit Ausbruch des Weltkriegs kehrt Malinowski nach Russland zurück und meldet sich freiwillig zur Armee. An der Front wird er verletzt und gerät in deutsche Gefangenschaft. Die Partei hält ihn für tot, es erscheint ein von Lenin und Georgi Sinowjew unterzeichneter Nachruf. Später, als das Missverständnis aufgeklärt ist, bekommt Malinowski in seinem Kriegsgefangenenlager Post von Lenin.

Nach der Februarrevolution 1917 wird Malinowski endgültig anhand von Dokumenten überführt. Im Oktober stellt er sich freiwillig seinen inzwischen an die Macht gekommenen Ex-Genossen. Er streitet nichts mehr ab. Am 5. November 1918 wird er vor dem Obersten Tribunal des Allrussischen Zentralen Exekutivkomitees zum Tode verurteilt und am selben Tag hingerichtet.

Seine Rehabilitierung folgt einem seit längerem in Russland zu beobachtenden Trend, der das Zarenreich von der Geschichte freizusprechen versucht.